

Im Schatten des Karamunga
Erzählungen

Alvar Wenzel

Copyright © Alvar Wenzel, 2022
All rights reserved

Im Schatten des Karamunga

Erzählungen

Alvar Wenzel



Erste Auflage
Karlsruhe, 2022

Copyright © Alvar Wenzel, 2006 – 2022
All rights reserved

Umschlagbild: Copyright © Alvar Wenzel, 2012

Herstellung und Verlag: Books on Demand GmbH, Norderstedt
ISBN: 978-3-7543-7923-3

Inhaltsverzeichnis

Karamunga	7
Prüfungen	73
Befreiungsschlag	79
Geistesherbst	117
Das Buch	169
Ivy	173
Nachwort	227
Literaturverzeichnis	281

Karamunga

MEINE HEIMAT, die Insel Keras, liegt im Südpazifik. Keras ist wirtschaftlich und auch von seiner Größe her derart unbedeutend, dass nur die Wenigsten je davon gehört haben. Und das ist gut so: Denn auf diese Weise ist meine Heimat bis heute landschaftlich ein Paradies geblieben.

Wie die meisten Inseln dieser Region ist auch Keras vulkanischen Ursprungs. Seine Silhouette wird durch den Vulkan Karamunga bestimmt, der bis heute aktiv ist. Die gelegentlichen Kapriolen des Vulkans stellen den einzigen Anlass dar, aus dem unsere Insel hin und wieder überhaupt in den Weltmedien Erwähnung findet.

Dies war erneut der Fall unmittelbar vor den Ereignissen, über die ich nun berichten will. Denn von Vulkanologen aus aller Welt wurde die Prognose erstellt, dass eine gewaltige Eruption des Karamunga zu befürchten sei. Die Regierung auf dem Festland schätzte daraufhin die Gefahr hoch genug ein, um die vollständige Evakuierung von Keras anzuordnen.

Vor wenigen Wochen wurde diese Evakuierung abgeschlossen. Ich selbst jedoch verblieb auf der Insel. Niemandem gelang es mich zu überzeugen, meine Heimat ein weiteres Mal zu verlassen. Die Ankündigung der drohenden Katastrophe schreckte mich wenig, obwohl die Computersimulationen, die man uns im Fernsehen sensationelle vorführte, eine schreckliche Vernichtung allen Lebens auf der Insel durch Lava und pyroklastische Ströme in Aussicht stellten.

Wer jedoch, wie ich, unzählige Warnungen dieser Art in den vergangenen Jahrzehnten erlebt hat, musste sich zwangsläufig zum Skeptiker entwickeln. Zudem wurden die Prognosen der Vulkanologen mit dem Zusatz versehen, man könne sich selbstverständlich bei solch einer Vorhersage auch irren, denn die Bestimmung von Vulkanausbrüchen

hingewie von zu vielen, teilweise noch nicht ausreichend erforschten Faktoren ab; erst recht ließe sich die Stärke einer möglicherweise drohenden Eruption nicht ausreichend genau vorhersagen. Dieser Zusatz wurde von den Medien allerdings unterschlagen, da er den Sensationsmeldungen ihre Dramatik genommen hätte.

Gewiss meinten die Wissenschaftler es gut mit ihren Warnungen; und sie hatten sicherlich auch genügend Anlass dazu. Doch unter derart ungewissen Vorbedingungen wollte ich meine Heimat nicht aufgeben. Zu sehr hänge ich an diesem wunderbaren Stück Erde, das unser Volk hat heranwachsen sehen und dessen Teil wir im Laufe der Jahrhunderte geworden sind — gerade so, wie auch das Land ein Teil von uns wurde. Dieses Stück Heimat ist überdies alles, was ich in dieser Welt noch besitze. In den Großstädten des Festlands hingegen, wohin die anderen meines Volkes evakuiert wurden, würde ich mich wie ein endgültig Vertriebener fühlen.

Alle anderen meines Volkes hatten sich jedoch von der Regierung überzeugen lassen, dass ihr Leben auf Keras in größter Gefahr sei. Als dann auch noch, vor wenigen Wochen, der Vulkan Karamunga anfang, Lava zu spucken und Asche zu husten, da verließen sie willig unsere Heimat.

Sie flüchteten in die tristen Großstädte auf dem Festland, in die Auffanglager in der Nachbarschaft von Industriegebieten und Slums. Die riesigen Städte, in die sie verschlagen worden waren, verschlangen die Menschen meines Volkes; sie gingen unter in deren gewaltigen Unpersönlichkeit. Ich konnte nur hoffen, mein Volk würde eines Tages den Weg zurück nach Keras finden und nicht den Versuchungen erliegen, denen man auf dem Festland ausgesetzt ist. Denn dieselben Städte, von denen mein Volk sich nun Zuflucht und Rettung erhoffte, würden ihm auf Dauer vor allem Armut und Elend bringen. Es würde dort Sonne und blauen Himmel, Natur und Meer, vor allem aber die Freiheit und die Einfachheit des Lebens auf unserer Heimatinsel vermissen — wie ich aus eigener Erfahrung nur allzu gut wusste.

Nun, nach dem Exodus, erschien mir, dem Einzigen, der hier zurückgeblieben ist, die gesamte Insel einsam und leer, verlassen und verloren. Dies galt ebenso für das Haus meiner Vorfahren, in dem ich

Prüfungen

OBWOHL AM HEUTIGEN TAG die Vorlesungen des neuen Semesters begannen und die meisten Studierenden sich schon längere Zeit nicht gesehen hatten, empfand Trisha längst kein Bedürfnis mehr, sich im Hörsaal nach ihr bekannten Gesichtern umzusehen. Denn bereits vor zwei Wochen hatte sie den ersten jener Anrufe erhalten, die für sie stets das Ende der Semesterferien einläuteten — im wahrsten Sinne des Wortes.

»Hallo Trisha«, hatte Tommie sie am Telefon begrüßt.

Trisha hatte schon lange nichts mehr von Tommie gehört. Damals, am letzten Vorlesungstag des vergangenen Semesters, hatte er ihr berichtet, für einige Wochen nach Italien fahren zu wollen.

Daher erkundigte Trisha sich nun interessiert: »Hallo Tommie. Wie war dein Urlaub in Italien?«

Am anderen Ende der Leitung herrschte daraufhin jedoch überraschtes Schweigen.

›War es etwa doch nicht Italien gewesen‹, fragte Trisha sich besorgt. Hatte sie es etwa verwechselt? Oder war der Urlaub sogar ausgefallen?

Tommie räusperte sich dezent. »Gut. Danke«, erklärte er schließlich zurückhaltend. »Es war sehr schön. — Aber ich habe keine Zeit, mit dir darüber zu sprechen. Denn ich muss nachher noch mit vielen anderen Kommilitonen telefonieren.«

Trisha verzog das Gesicht. Demnach wollte Tommie nicht auch noch ihr von seinem Urlaub berichten müssen. Sofort wurde sie zurückhaltender. Vielleicht würde es Tommie in Zukunft ja Zeit sparen, in solchen Fällen eine Konferenzschaltung einzurichten. Oder, besser noch: Trisha überhaupt nicht mehr anzurufen, sofern er sich nicht wirklich mit ihr unterhalten wollte.

Immerhin hatte sie Tommie durch ihre Frage so weit aus dem Konzept gebracht, dass er nun nicht wusste, wie er fortfahren sollte.

›Aus irgendeinem Grunde wird er jedenfalls bei mir angerufen haben‹, dachte Trisha bei sich und schwieg. ›Auch wenn es offenbar nicht deshalb war, um sich mit mir zu unterhalten.‹ Sie sah somit keinen Anlass mehr, Tommie entgegenzukommen.

Ein unangenehmes Schweigen entstand, bis das durch Trishas Frage aus der Bahn geworfene Eigeninteresse Tommies die Oberhand zurückgewann: »Ich hätte allerdings eine fachliche Frage an dich«, stellte Tommie fest. Es klang geradezu herausfordernd.

So viel hatte Trisha sich inzwischen zusammengereimt. Es war schließlich keine neue Erfahrung für sie, dass man sich zwar für ihr Wissen, nicht aber für ihre Person interessierte. Fast fühlte sie sich selbst dadurch ins Unrecht gesetzt, dass sie von Tommies Anruf mehr erwartet hatte.

»Und wie lautet deine fachliche Frage?«, erkundigte sie sich ungeduldig, da Tommie nun erneut die Worte zu fehlen schienen.

Derart ermutigt, stellte Tommie seine fachliche Frage.

Und Trisha beantwortete sie. Doch sie tat es auf recht umständliche Art und Weise, weil sie einerseits in Gedanken selbst nicht bei dem war, was sie ihm erklärte; und weil sie andererseits auch kein Interesse mehr daran hatte, Tommie die Antwort verständlich zu machen. Auch sie selbst hatte an diesem Abend schließlich noch etwas anderes vor.

Allen anderen Kommilitonen, mit denen Tommie an diesem Abend noch sprach, berichtete dieser verärgert, wie wenig hilfsbereit und unkollegial Trisha wieder einmal gewesen sei.

TRISHA IHRERSEITS empfand es nicht unbedingt als Grund zur Freude, nur dann angerufen zu werden, wenn Auskünfte zum Studium oder zu Hausarbeiten gewünscht wurden, nicht aber aus Freundschaft.

Menschen, die sie mochte, half Trisha gerne. Doch immer wieder führte ihre Freundlichkeit zu Ergebnissen wie bei Tommie, der sich nur eigene Arbeit und Mühe ersparen wollte. Hätte der Informationsaustausch auf Gegenseitigkeit beruht, wäre es anders gewesen. Doch während Anrufer wie Tommie gerne bereit waren, Trishas Erkenntnis-

Befreiungsschlag

NACHDEM DER AKTIENKURS der TippToppTekk Company innerhalb von zwei Jahren von 140,- auf 7,- Euro gefallen war, rang der Vorstand des arg gebeutelten Unternehmens sich endlich dazu durch, Konsequenzen aus den schwerwiegenden wirtschaftlichen Problemen zu ziehen, die die Existenz des Unternehmens bedrohten. Neue, kostspielige Prestigeprojekte und Pseudo-Aktionismus wurden nicht mehr als geeignetes Mittel angesehen, um die Position auf einem allmählich zusammenbrechenden Markt zu halten, der zunehmend von der Konkurrenz aus Asien dominiert wurde. Daher forderte der Vorstand der TippToppTekk Company das mittlere Management dazu auf, neue Strategien zu entwerfen und in die Tat umzusetzen.

Abgesehen davon bestand die Kunst des hohen Managements in der TippToppTekk Company vor allem darin, sich von dem wirtschaftlichen Gesamtgeschehen mittreiben zu lassen. Wenn in Zeiten des Aufschwungs große Gewinne eingefahren wurden, schrieb man sich dies als eigenen Verdienst zu. In wirtschaftlichen Krisenzeiten jedoch wies man jede Verantwortung von sich, und erlittene Verluste wurden auf die allgemein schlechte Wirtschaftslage zurückgeführt. Traf man außerdem keine allzu eklatanten Fehlentscheidungen und führte man regelmäßig umfassende Umstrukturierungsmaßnahmen im Unternehmen durch, so galt man unter dem Strich als erfolgreicher Manager — obwohl diesem Verhalten aus Sicht eines neutralen Beobachters eine gewisse Ideenlosigkeit anhaftete.

Einer der Vertreter des mittleren Managements der TippToppTekk Company, der nun vom Vorstand dazu aufgerufen wurde, Strategien zur Lösung der wirtschaftlichen Notlage des Unternehmens zu entwickeln, war der vierundvierzigjährige Karl-Otto Geistesherbst. Mit Begeisterung beteiligte Geistesherbst sich an dem erhofften Gesun-

dungsprozess der Firma und wollte seinen Teil an Verantwortung übernehmen.

Zunächst kündigte Geistesherbst in seiner Abteilung Entlassungen an, ohne sich jedoch konkret dazu zu äußern, wen diese Maßnahme treffen würde. Denn er war davon überzeugt, dass die Furcht vor dem Jobverlust seine Untergebenen zu höheren Leistungen antreiben werde — was dem Wohl der Firma nur dienen konnte. Wenn dies außerdem den einen oder anderen Mitarbeiter dazu veranlasste, von sich aus zu kündigen, reduzierten sich zumindest die Fixkosten.

Überhaupt hatte Geistesherbst eine ganz besondere Art, wenn es darum ging, Mitarbeiter zu motivieren. Kein Detail war ihm zu unwichtig, und die ‘1001 Regeln eines guten TippToppers’, das interne Mitarbeiterhandbuch der Firma, kannte er auswendig. Ausdrücklich bestand er darauf, dass auch seine Untergebenen das Regelwerk genauestens studierten und befolgten.

Mit besonderer Intensität widmete Geistesherbst sich seinem neuen Steckenpferd, der von ihm ins Leben gerufenen Taskforce »WEIRD«. Dieser Name stellte ein Akronym für ›WE In Research and Development‹ dar und bezog sich somit auf diejenige Abteilung der TippToppTekk Company, der Geistesherbst vorstand. Die betreffende Taskforce bemühte sich bedauerlicherweise jedoch nicht darum, die Englisch-Kenntnisse des Managements aufzubessern, sondern diskutierte vielmehr Fragen wie die, ob das Verlassen des Bürogebäudes während der offiziellen Arbeitspausen generell verboten werden sollte, um eine bessere Arbeitsmoral zu bewirken und so Effizienz und Produktivität des Unternehmens zu erhöhen.

So gegenstandslos derartige Diskussionen aus der Distanz auch wirken mochten, innerhalb der Firma machten sie Eindruck, vor allem bei Geistesherbsts Vorgesetzten. Dabei hätte man sich bei WEIRD sinnvollerweise Fragen stellen sollen wie etwa die, ob die überdurchschnittlich gut ausgebildeten Mitarbeiter im Bereich Forschung und Entwicklung nicht vielleicht dadurch wertvoller für die Firma werden könnten, dass man ihnen ausreichende Freiräume gab anstatt sie alle über denselben Kamm zu scheren. Doch Menschen mit hoher fachlicher Qualifikation waren dem Management der TippToppTekk Com-

Geistesherbst

KARL-OTTO GEISTESHERBST war, aufgrund seines Engagements in der Taskforce WEIRD, zwei Jahre zuvor in das höhere Management der TippToppTekk Company berufen worden. Diese Beförderung gab ihm die Bestätigung, für seine unermüdlichen Anstrengungen im Dienste der Firma endlich eine angemessene Belohnung erhalten zu haben. Allein schon darum liebte er sein neues Aufgabengebiet.

Geistesherbst zeigte dabei vor allem seine Kompetenz, effizient den eigenen Vorteil zu verfolgen und dabei wenig Rücksicht zu nehmen. Die meiste Energie investierte er darin, seine gegenwärtige Position auszubauen. Viele beneideten ihn um seine neue Stellung: Denn in einem Umfeld aus Karrierekämpfern hatte Geistesherbsts knallharte Zielstrebigkeit schließlich Früchte getragen. Seine Vorgehensweise brachte ihm den naheliegenden Spitznamen 'K.O.' ein.

In seinem neuen Aufgabengebiet verließ K.O. sich auf bewährte Methoden der Menschenführung, wie sie schon seit Jahrtausenden praktiziert wurden. Furcht zu erzeugen war für Geistesherbst das wichtigste Instrument effizienten Managements. Auch er selbst hatte schließlich bereits als Kind nur aus Furcht gelernt, und nicht etwa aus Interesse an der Sache. Daher — so schloss er — erbrachten auch andere Menschen nur dann Leistungen, wenn sie durch Furcht dazu getrieben wurden.

Nie kam es Geistesherbst in den Sinn, dass sein Führungsstil bei zumindest einigen seiner Untergebenen zwar Misstrauen, Befremden und Ablehnung hervorrief — jedoch nicht den von ihm beabsichtigten Respekt. Auch die Leistungsbereitschaft seiner Untergebenen erhöhte sich durch sein Verhalten nur unwesentlich. Niemand wagte jedoch offene Kritik. Schließlich hatte Geistesherbst es in der Hand, wer seinen

Job behielt und wer ihn verlor. Viele fürchteten sich daher tatsächlich vor Geistesherbst — und gerade deshalb imponierte er ihnen.

K.O.'s Ziel war es nun, weiter in Richtung Spitze der TippToppTekk Company vorzurücken. Rücksichtsloser Eigennutz erschien ihm hierfür als das einzig verlässliche Mittel. Die Konkurrenz im Management trug schließlich keine Samthandschuhe. An 'konstruktive Zusammenarbeit' verschwendete K.O. keinen Gedanken — auch wenn er selbst dieses Schlagwort häufig in den Standpauken gebrauchte, die er seinen Untergebenen hielt, sobald ein Projekt sich verzögerte.

Karl-Otto war im Übrigen, wie die meisten Verantwortungsträger seiner Firma, ein Eigengewächs: Er hatte in seinem Arbeitsleben nur die TippToppTekk Company kennengelernt. Diese schwor schon seit Jahren auf Mitarbeiter aus den eigenen Reihen, wenn es um die Besetzung von Führungspositionen ging. Vor allem da diese Eigengewächse mit deutlich geringeren Gehältern zufrieden waren als von außen kommende Bewerber, auch wenn jene eher frisches Gedankengut mitgebracht hätten. Darüber hinaus lag es nahe, K.O.'s strenge Art mit Führungsstärke zu verwechseln.

Dabei hätte es Geistesherbst und seiner Aufgabe gutgetan, sich auch einmal in einem anderen Umfeld behaupten zu müssen, in dem die Menschen nicht von ihm abhängig waren. Dann hätte er wirkliche 'Kollegialität' und womöglich sogar Toleranz zu schätzen gewusst und Respekt auch für solche seiner Mitmenschen entwickelt, die ihm nicht höhergestellt waren.

Mussten schwerwiegende Entscheidungen gefällt werden, kam es Geistesherbst zugute, dass er jedes systematische Vorgehen verachtete. Er agierte zeitnah aus dem Bauch heraus und verstand es, seine Entscheidungen mit so viel Nachdruck zu formulieren, dass dahinter stets tiefgreifende Überlegungen und wohldurchdachte Überzeugungen vermutet wurden. Aufgrund seiner Kompromisslosigkeit bewunderte man Geistesherbst umso mehr.

Geistesherbst genoss es, seine ihm durch das Unternehmen verliehene Macht bis an ihre Grenzen auszuloten. Einen Mitarbeiter unter Druck zu setzen oder ihm gar mit Entlassung zu drohen, bereitete K.O. insgeheim Vergnügen.

Das Buch

AUF IHREN LANGEN SPAZIERGÄNGEN durch die Innenstadt Hamburgs kam Ingeborg regelmäßig an einer großen Buchhandlung vorüber. Nicht selten betrat sie diese, um in den dort ausgestellten Büchern zu blättern. Manch eines davon kaufte sie und las es zu Hause. Wenn es dünn war, gleich am selben Abend, an einem Stück. Oder über das Wochenende, wenn es umfangreicher war.

Eines Tages entdeckte Ingeborg in der Buchhandlung einen Band, der ihr besonders gut gefiel. Er stand ganz oben in einem Regal, weit hinten in den Verkaufsräumen und fast unter der Decke, sodass ihr das Buch zuvor nie aufgefallen war. Mit Hilfe einer verschiebbaren Leiter holte Ingeborg das Buch herunter und blätterte es, auf einem bequemen Sessel sitzend, aufmerksam durch. Dabei fand sie in dem Buch nichts, das ihren ersten positiven Eindruck gemindert hätte.

Ingeborg erkannte, wie schön es doch wäre, auch dieses Buch zu besitzen und es bei sich zu Hause zu wissen. Sie malte sich sogar aus, das Buch würde sich ebenfalls bei ihr wohlfühlen. Denn wenn sie es in ihrer Hand hielt, wenn sie es liebevoll betrachtete und seine seidenglatten Seiten langsam durch ihre schmalen Finger gleiten ließ, so schien es ihr, als würde das Buch zum Leben erwachen und ihre Empfindungen teilen.

Also kaufte Ingeborg das Buch. Sie nahm es mit sich nach Hause und stellte es dort an einen ganz besonderen Platz in ihrem Bücherregal. Dorthin, wo sie es stets betrachten und zur Hand nehmen konnte, wenn ihr danach war.

Saß sie einmal auf ihrem Sofa und wusste sie nicht, welches Buch sie nun lesen sollte, so entschied Ingeborg sich von da an meist für das schöne Buch. An solchen Tagen blätterte sie lange darin und überließ sich phantastischen Träumereien. Schweiften ihre Gedanken

besonders weit ab, so dachte sie an die angenehmen Erinnerungen, die ihr all die Bücher bereiteten, die sie in ihrem Leben gelesen hatte.

Ausgerechnet das schöne Buch jedoch hatte Ingeborg noch nie von Anfang bis Ende durchgelesen. Denn sie schätzte es vor allem wegen seines Äußeren, wegen des gediegenen ledernen Einbands, der seidenglatten, pergamentenen Seiten und des exquisiten Druckbilds. Sie bewunderte es so sehr, dass sie das Gefühl hatte, es gar nicht lesen zu dürfen, um diesen wundervollen Eindruck nicht zu zerstören. Und sie glaubte ohnehin zu wissen, wie schön sein Inhalt sein müsse. Es konnte nur zu einer Enttäuschung führen, wenn sie das Buch tatsächlich las.

So überflog Ingeborg immer nur einige wenige, von ihr zufällig ausgewählte Seiten in dem schönen Buch. Immer mehr stellte sie dabei jedoch fest, dass ihr das, was sie darin las, im Grunde wenig sagte. Sie fand in dem schönen Buch zwar nichts Schlechtes und erst recht nichts Abstoßendes; doch mit dem, was dort geschrieben stand, konnte sie wenig anfangen, so sehr sie sich auch darum bemühte.

Ingeborg hörte daher ganz auf, in dem schönen Buch zu lesen. Es war sehr viel angenehmer, das edle Buch bei sich im Regal stehen zu wissen oder es einfach nur in den Händen zu halten und sich über seine Existenz zu freuen. War es da noch erforderlich, das Buch auch zu lesen?

In dem Regal stand das Buch zwischen anderen Büchern, die Ingeborg allerdings bereits gelesen hatte — obwohl die anderen Bücher weniger schön waren als das eine Buch, das sie nun nicht mehr lesen wollte. Und diese Nachbarschaft der Bücher bewirkte mit der Zeit etwas Seltsames: Ingeborg schien es so, als ob jenes eine, für sie ganz besondere Buch mit den anderen Büchern neben sich eine gewisse Vertrautheit entwickle. So als unterhalte es sich mit diesen anderen Büchern über die Dinge, die in ihm standen und die Ingeborg selbst fremd geblieben waren.

Dies erregte Ingeborgs Eifersucht. Sie fühlte sich auf einmal ausgeschlossen von der Schönheit, die das Buch für sie repräsentierte.

Auch Ingeborgs Freundinnen fiel das schöne Buch auf, wenn sie zu Besuch kamen. Sie bewunderten es, lobten es, und, um Ingeborg

Ivy

JOHN WELDON ERBLICKTE das Licht einer mehr oder weniger glücklichen neuen Welt im August des Jahres 2163. Dieses Licht war selbstverständlich zunächst ein künstliches. Die Sonne selbst sah John erst im Alter von drei Jahren, als er aus dem Frühkonditionierungs- und Implantationszentrum entlassen wurde.

Erzogen wurde John in einem der vielen Mustafa-Mond-Reifungszentren, in denen jeweils Tausende von Kindern aufwuchsen, wie in einem Bienenstock. Die leiblichen Eltern waren an diesem Prozess nicht beteiligt: sie kannten ihre Kinder nicht einmal persönlich. Denn Hauptziel der Konditionierung war es, den Charakter der Kinder sozialverträglich zu formen und zu vereinheitlichen, und nicht, ihn durch kaum normierbare elterliche Aufmerksamkeit zu verderben.

Nach Abschluss der Reifungsprüfungen im Alter von siebzehn Jahren führte John das typische Leben eines jungen Menschen seiner Epoche: Er erweiterte seinen Erfahrungsschatz durch jene von den Controllern freigegebenen virtuellen Erlebnis-Templates, die als besonders sozial- und konsumverträglich galten. Dabei machte John intensiven Gebrauch von den ihm kurz nach der Geburt eingesetzten Implantaten, die direkt mit den für die sensorische Wahrnehmung zuständigen Bereichen des menschlichen Gehirns kommunizierten und es auf diese Weise um ein multimediales Erlebnismodul ergänzten. In dieser schönen neuen Welt musste man sich daher Musik, Filme und sensorische Eindrücke nicht mehr mühsam über externe, auf die Sinnesorgane einwirkende Geräte oder gar durch eigene Erfahrungen selbst verschaffen, sondern konnte sie sich unmittelbar ins Gehirn herunterladen.

Ein weiterer (von den Controllern jedoch eher verschwiegener) Vorteil dieser Technik war, dass der Staat seine Bürger mit Hilfe der

Implantate fast lückenlos überwachen und kontrollieren konnte — natürlich stets in sozialverträglichem Umfang, zum Wohle der Allgemeinheit und unter schonender Berücksichtigung der begrenzten Ressourcen der Realwelt. Die Implantate waren mit den staatlichen Master-einheiten drahtlos vernetzt, sodass Überwachung und Einflussnahme in Echtzeit erfolgten.

Die neuesten politischen Manifeste und auch allgemein zu befolgende Lebensgrundsätze übermittelte man ebenfalls mit Hilfe der Implantate direkt in die Gehirne der Bürger. Gleichzeitig gab man ihnen sorgfältig ausgewählte Meinungen und Überzeugungen vor. Dadurch konnten die Menschen zeitlebens auf dem aktuellsten Stand der gerade sinnhaften Gesellschaftsphilosophie gehalten werden. Alle politischen Updates wurden zeitnah eingespielt. Umgekehrt verfolgte der Staat anhand der von den Implantaten übermittelten Daten die Gewohnheiten und den aktuellen Aufenthaltsort eines jeden Bürgers. Außerdem konnten die Controller sich direkt in die Bewusstseinsströme zwischen Gehirn und Implantaten einklinken, um verschiedenste Sinneswahrnehmungen eines jeden Bürgers zu protokollieren. Nur die Gedanken selbst konnte man auf diese Weise nicht erfassen oder gar aufzeichnen.

Die Richtigkeit und Zulässigkeit dieser staatlichen Überwachung stand außer Frage. Den Bürgern war sie ohnehin gleichgültig. Allerdings zog man es vor, über die Implantate Gedankenfilme und Musik zu beziehen, anstatt sich den regelmäßigen politischen Belehrungen hinzugeben. Auf keinen Fall wollte man jedoch auf die Implantate verzichten, obwohl dies die einzige Möglichkeit dargestellt hätte, sich der Überwachung und Beeinflussung zu entziehen. Schließlich war der Realismus der über die Implantate übermittelten Datenströme überwältigend. Auf keine andere Art und Weise konnte man sich derart gut unterhalten lassen. Demgegenüber sah man die staatlichen Übertragungen und die permanente Überwachung durch die Controller zwar als lästig, jedoch als für das Überleben und die Fortentwicklung der Gemeinschaft unumgänglich notwendig an. Sie war ein wesentlicher Bestandteil des sozio-elektronischen Daseins.

Vor allem die Augenimplantate waren technische Meisterwerke. Mit

Nachwort

Und aus allem, was wir sammelten, ergab sich uns die Kritik unserer Zeit und des jetzigen Europa, das in ungeheuren Bestrebungen mächtige neue Waffen der Menschheit erschaffen hatte, endlich aber in eine tiefe und zuletzt schreiende Verödung des Geistes geraten war. Denn es hatte die ganze Welt gewonnen, um seine Seele darüber zu verlieren.

Hermann Hesse, Demian, 1917

Der Titel einer der Erzählungen dieses Bandes entspricht dem Namen einer der Hauptfiguren: Geistesherbst. Doch wieso eine solche Namensgebung? Die Antwort hierauf ist eigentlich recht einfach: K.O. Geistesherbst verkörpert bestimmte Aspekte nicht nur, aber doch besonders unseres Zeitalters, die in dem ihm verliehenen Kunstnamen ihren Ausdruck finden.

Jene Aspekte verdienen eingehendere Kritik. Denn Menschen wie Geistesherbst werfen durch ihre Handlungen und ihren Einfluss auf unser Leben allzu oft einen Schatten auf unser aller Dasein. Sie werden, wenn wir ihnen keinen Widerstand entgegensetzen, unsere Gesellschaft langfristig in einen geistigen Herbst und im gleichen Zuge in einen ethisch-moralischen Niedergang führen.¹

Daher möchte ich meine Kritik im Folgenden durch eine Reihe von Thesen vertiefen, die gelegentlich gezielt überspitzt formuliert sind. Sie sollen zum Nachdenken über verschiedene, teilweise schon in den vorausgegangenen Erzählungen angesprochene Punkte anregen. Im

¹Nicht umsonst spricht Postman (2001) von einer 'zweiten Aufklärung', die unserer Epoche nottut.

Rahmen eines solchen Nachworts können derartige Thesen das Thema jedoch nur an der Oberfläche berühren. Es ist nicht möglich, an dieser Stelle alle Aspekte eines Gedankens anzusprechen oder die tatsächlich angesprochenen Aspekte in ausreichender Gründlichkeit zu diskutieren. Daher überlasse ich es meinen Leserinnen und Lesern, diese Gedanken bei Bedarf selbst zu vertiefen.

In den Fußnoten und im Literaturverzeichnis (ab Seite 281) sind zahlreiche Quellen angeführt, in denen eine gründlichere Diskussion erfolgt.²

Wer keine Seele hat, besitzt auch keinen Geist.

Unsere Gesellschaft betrachtet materiellen Erfolg, Profit und Konsum als zentrale Werte im Leben der Menschen. Nicht nur der Einzelne, auch die Gemeinschaft in Summe verfolgt daher in erster Linie jene Zielsetzungen. Das Maß für ihr Erreichen sind beispielsweise Reichtum, Macht und Berühmtheit, ein hohes Bruttosozialprodukt sowie steigende Börsenkurse.

Diesem Bestreben liegen Wertmaßstäbe zugrunde, die uns immer seelenloser werden lassen. In einem Wettkampf um unzureichende Werte, die meist nur kurzfristig Befriedigung verschaffen, gehen Moral, Ethik und selbst Wahrhaftigkeit verloren. Der rasante technische Fortschritt ist seit einigen Jahrzehnten mit einem ethisch-moralischen Stillstand und sogar, in der Breite betrachtet, einem geistigen Rückschritt verbunden.³

²Das soll nicht heißen, dass ich hinter jedem Wort der in den Zitaten genannten Quellen stehe — ich halte die betreffenden Texte jedoch für tieferen Nachdenkens wert.

³In ähnlichem Sinne Russell (1988, S. 181-185; Zitat auf S. 184): „Jeder Zuwachs an Technik [erfordert], wenn damit ein Zuwachs und nicht eine Schmälerung des menschlichen Glücks verbunden sein soll, einen entsprechenden Zuwachs an Weisheit. In den letzten 150 Jahren hat die Technik einen noch nicht dagewesenen Zuwachs erfahren, und es macht sich kein Anzeichen dafür bemerkbar, daß sich das Tempo dieses Wachstums verlangsamt. Die Weisheit indessen hat nicht den geringsten Zuwachs erlebt.“

Literaturverzeichnis

Alles, was ein Mensch in seinem Dasein erlebt und erfahren hat, formt und beeinflusst seinen Charakter und den Weg, den er für seine Zukunft einschlägt. Ebenso unvermeidbar haben auch die Bücher, die ein Schriftsteller gelesen und verinnerlicht hat, Einfluss auf seine späteren Schöpfungen. Daher folgt hier nun eine Liste derjenigen Werke, die beim Verfassen dieses Bandes in irgendeiner Form für mich von Bedeutung waren. Insbesondere sind verschiedene Sachbücher aufgeführt, die mir als Referenz dienen.

- [Adams 1996] ADAMS, Scott: *The Dilbert Principle*. New York : Harper-Business, 1996
- [Adler 1988] ADLER, Alfred: *Menschenkenntnis*. Frankfurt am Main : Fischer Taschenbuch Verlag, November 1988. – Die Originalausgabe erschien 1927
- [Ambler 1996] AMBLER, Eric: *Die Maske des Dimitrios*. Zürich : Diogenes Taschenbuch Verlag, 1996. – Englische Originalausgabe: *The Mask of Dimitrios*. 1939
- [Arnim 1998] ARNIM, Hans Herbert v.: *Diener vieler Herren: Die Doppel- und Dreifachversorgung von Politikern*. München : Knauer, Mai 1998
- [Arnim 1999] ARNIM, Hans Herbert v.: *Fetter Bauch regiert nicht gern: Die politische Klasse — selbstbezogen und abgehoben*. München : Knauer, Juni 1999
- [Aron 2021] ARON, Elaine N.: *Das hochsensible Kind*. München : mvg Verlag, 2021. – Englische Originalausgabe: *The Highly Sensitive Child*. New York : Random House, 2002

- [Asimov 1950] ASIMOV, Isaac: *I, Robot*. Doubleday, 1950. – Nachdruck: New York : Bantam Books, 1991
- [Asimov 1954] ASIMOV, Isaac: *The Caves of Steel*. Doubleday, 1954. – Nachdruck: New York : Bantam Books, 1991
- [Asimov 1957] ASIMOV, Isaac: *The Naked Sun*. Doubleday, 1957. – Nachdruck: New York : Bantam Books, 1991
- [Asimov 1983] ASIMOV, Isaac: *The Robots of Dawn*. Doubleday, 1983. – Nachdruck: New York : Bantam Books, 1994
- [Asimov 1988] ASIMOV, Isaac: *Prelude to Foundation*. Doubleday, 1988. – Nachdruck: New York : Bantam Books, 1991
- [Asimov 1995] ASIMOV, Isaac: *The Complete Robot*. London : HarperCollins, 1995
- [Asimov 1996] ASIMOV, Isaac: *Robots and Empire*. London : HarperCollins, 1996
- [Asimov 1997] ASIMOV, Isaac: *The Rest of the Robots*. London : HarperCollins, 1997
- [Baumann und Hebel 2016] BAUMANN, Daniel ; HEBEL, Stephan: *Gute Macht-Geschichten: Politische Propaganda und wie wir sie durchschauen können*. Frankfurt/Main : Westend, 2016
- [Bettelheim 1989] BETTELHEIM, Bruno: *Aufstand gegen die Masse: Die Chance des Individuums in der modernen Gesellschaft*. Frankfurt am Main : Fischer Taschenbuch Verlag, 1989. – Englische Originalausgabe: *The Informed Heart; Autonomy in a Mass Age*. 1960
- [Bhattacharjee und Winters 2017] BHATTACHARJEE, Yudhijit ; WINTERS, Dan: Why We Lie. In: *National Geographic* 231 (2017), June, Nr. 6, S. 30–51
- [Biddle 2016] BIDDLE, Sam: Paying Taxes Is A Lot Better Than Phony Corporate Courage, Apple. In: *The Intercept* (2016), September. – <https://theintercept.com/2016/09/07/paying-taxes-is-a-lot-better-than-phony-corporate-courage-apple/>